

Der Deutsche Krieg [Schluss]

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein herzlichster Empfang bereitet werde, wieder in unser gastfreundliches Elsäßer Quartier zurück."

Nicht alle der Evakuierten kamen nach der Schweiz; doch waren es immerhin ungefähr 600 Personen, die in den Städten Basel, Bern, Solothurn, Narau, Zürich, Winterthur, Glarus, Schwyz, Neuenburg und Freiburg liebevolle Aufnahme und Verpflegung fanden, wo sich lokale und kantonale Komitee gebildet hatten. Sie kehrten meistens nach der Uebergabe Straßburgs, die am 28. September erfolgte, nach ihrer Vaterstadt zurück.

Im Jahre 1895 stiftete Baron Hervé de Gruener, zum Andenken an diese menschenfreundliche Tat den Schweizern das sogenannte Straßburgerdenkmal, das von B. Bühner

Friedrich Bartholdy entworfen ist und Mutter Helvetia darstellt, wie sie die Straßburg und ihre Kindlein schützend aufnimmt. Gedenkinschriften und zwei Bronzereliefs schmücken den Marmorsockel. Das eine stellt die Hirsbreifahrt der Zürcher vom Jahre 1456 dar als Hinweis auf die alte Freundschaft zwischen Straßburg und den Schweizer Städten. Die beiden freien Reichsstädte waren nämlich seit 1255 durch ein Burgrecht verbunden. Um ihre Hilfsbereitschaft zu beweisen, führten eines Tages die Zürcher den heißen Hirsbrei nach Straßburg hinunter. Das andere Relief stellt die Schweizer Delegation von 1870 dar, wie sie von den Straßburgern an den Toren der Stadt begrüßt wird.

Auf der Flucht.

Don Walter Dietiker.

Kinder schreien, Greise knien,
Sausend fliegen die Granaten.
Häuser stürzen, Menschen fliehn,
Die durch Tümpel Blutes waten.

Slammen züngeln aus der Stadt
Wild im herben Hauch des Windes.
Eine Mutter flüchtet matt
Mit der Last des toten Kindes.

Stundenweit trägt sie das Lieb.
Welche Kraft gab ihr der Himmel!
Was ihr einzig, einzig blieb,
Rettet sie aus dem Getümmel.

Daß ein Grab ihm eigen sei,
Daß kein Fuß es ihr zertrete —
Siehst du eine Mutter treu,
Wandrer, grüße still und bete!

Denn wer opfert sich wie sie
In des Alltags kleinen Engen,
Und wer ist so groß wie sie
Auf des Lebens schwersten Gängen!?

Der Deutsche Krieg.

(Schluß.)

Wir müssen unsere Leser noch einmal auf die Stelle in Paul Rohrbachs Flugchrift: „Warum es der Deutsche Krieg ist“ aufmerksam machen, die wir am Schlusse unseres Aufsatzes in der letzten Nummer zitiert haben. Dort wird gesagt, es hätten zwischen England und Deutschland Verständigungsverhandlungen stattgefunden, die zu „für Deutschland nicht ungünstigen Verträgen geführt“ und die der Veröffentlichung harrten, als plötzlich die Krisis ausbrach.

Wir müssen deshalb diese Stelle unterstreichen, weil darin die Möglichkeit des friedlichen Austrages des deutsch-englischen Antagonismus zugegeben erscheint. Umso bedauerlicher kommt uns jetzt dieser ganze Krieg vor, der ein Kampf um die Weltmacht, also in letzter Linie ein Kampf Deutschlands gegen England bedeutet, wie Rohrbach das selbst zugesteht.

Rohrbach entwickelt die politische Weltlage, die den „Deutschen Krieg“ zur Folge gehabt, ungefähr wie folgt weiter:

Die Franzosen waren seit Sadowa und erst recht seit Sedan die erklärten Feinde Deutschlands. Frankreich allein hatte das Deutschland Bismarcks nicht mehr zu fürchten. Aber dann kam die deutschlandfeindliche Verbindung von England und Frankreich, in der sich die Konkurrenzfurcht und die Revanchegedanken zu gemeinsamem Handeln einigten. Es war dies die erste Frucht der Einkreisungspolitik, die König Eduard VII. gegen Deutschland ins Werk gesetzt hat.

Und Rußland? Jahrhundertlang war die deutsch-russische Freundschaft eine Art Tradition. Sie wurde in den

letzten Jahrzehnten gestört durch den russischen Expansionsdrang. Rußland kann sich aus Mangel einer eigenen Kultur innerlich nicht genügen. Es muß seinem nationalen Ehrgeiz nach außen Genüge tun. Es sah seine Ziele bald am Mittelmeer, bald im fernen Osten winken. Da die Widerstände gegen das Mittelmeer hin zu stark waren, eroberte sich Rußland zunächst Sibirien und wollte es dann mit der Mandschurei und mit Korea versuchen, um einen eisfreien Meereshafen zu erlangen. Deutschland hat es in diesem Streben unterstützt gegen die Japaner, die sich 1895 nicht wie sie es gewollt, auf der Kiautung-Halbinsel festsetzen konnten. Dafür hat dann Japan zehn Jahre später Rußland die Hand abgehauen, die sich nach der Küste des Gelben Meeres streckte. Und auch Deutschland hat mit Kiautschau die japanische Rache erfahren müssen.

Rußland wandte nach dem Scheitern seiner ostasiatischen Politik seine Blicke Persien zu; vielleicht, daß ihm am Persischen Golf der Ausgang zum freien Ozean blühte. Das konnte England nicht willkommen sein; denn dadurch wurde Indien den russischen Wünschen zu nahe gerückt. England war darum in der persischen Frage entgegenkommend, und so entstand 1907 das Abkommen mit Rußland, die persische Interessensphäre betreffend, das die russischen Kräfte zu einer wirksamen Balkanpolitik frei machte. Rußlands Wünsche konzentrierten sich seither wieder auf Konstantinopel, auf sein jahrhundertaltes politisches Ziel. In Konstantinopel aber treffen seit Jahrzehnten, seit Deutschland und Oesterreich eine Balkanpolitik haben, die russischen und deutschen Interessen feindlich aufeinander.

Die Berührungspunkte liegen noch näher: Rußland ist der große Nachbar jenseits des Zaunes, der den slavischen Buben Aepfel reicht, wenn sie gegen die österreichische Mutter unartig gewesen sind. Der Doppelmonarchie steht bekanntlich der Panславismus wie ein Pfahl im Leibe. Serbien versucht, den Pfahl immer tiefer zu stoßen; und der, der dazu mit dem Kopf freundlich nickt, das ist der russische Nachbar, der sich gerne als Beschützer aller Slaven aufspielt.

Die slavische Gefahr bedroht Oesterreich-Ungarns staatliche Existenz; sie bedroht indirekt auch Deutschland. Sie bedroht Deutschlands politische und wirtschaftliche Interessen auf dem Balkan, die in der Türkei verankert liegen. Deutschland hat sich jahrzehntelang die größte Mühe gegeben, die Türkei staatlich und wirtschaftlich zu konsolidieren. Es hat die Türkei zu einer Militärmacht erzogen, die ihre große Probe in den beiden Balkankriegen ganz ordentlich bestanden hat. Es hat große Kapitalien in türkische Unternehmungen investiert. Es hat den Türken die Bagdadbahn gebaut, die es möglich macht, türkische Truppen — ebenso natürlich deutsche und österreichische — bis nahe an die ägyptische Grenze zu bringen. Die deutsche Politik hat hier zugestandenermaßen mit einem Schläge die russische und die englische Politik treffen wollen. Rohrbach sagt selbst: „Aegypten ist der Schlüsselstein im Gewölbe des englischen Weltreichs. Bekommt er einen Stoß, so beherrscht England nicht mehr den Weg nach Indien, nach Australien, nach Ostafrika, dann kann es die Gebiete rings um den Indischen Ozean nicht mehr festhalten; seine ganze Macht kommt ins Wanken. England hat geglaubt, Deutschland baue deshalb die Bagdadbahn, weil es diesen Stoß ausführen will. Nie haben wir diese Absicht gehabt. Allerdings haben wir uns vielleicht gesagt: Besteht die Türkei weiter, wird sie militärisch gekräftigt und die Engländer wollen uns eines Tages an die Kehle, so können wir etwa auf diesem Wege einen wirksamen Gegenzug ausführen. Die Frage soll hier nicht aufgeworfen werden, ob es wohl jetzt an der Zeit ist, diesen Zug zu tun. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß gerade in Aegypten der Sturz der englischen Herrschaft, der von England selbst leichtsinnig herausgefordert ist, bevorsteht. Alle diese Gründe laufen darauf hinaus, daß wir die Türkei halten müssen und sie keinesfalls an Rußland ausliefern dürfen!“

Schon 1908 und 1909 drängten die politischen Dinge zu einer Entscheidung; denn „schon 1908, als der König von England und der russische Zar vor Reval zusammenkamen, sollte eine nähere Verabredung darüber erfolgen, wie die Krisis in der Türkei am besten zum Losbruch gebracht werden könnte. Das Ziel war, England zum Besitz von ganz Arabien, Mesopotamien und Palästina zu verhelfen, Frankreich in Syrien, Rußland in Armenien und Kleinasien zu entschädigen. Gelang das, so konnte England wegen der Bagdadbahn und wegen allen anderen wirklichen oder vermeintlichen deutschen Gefahren ruhig sein.“ Damals durfte sich, so schreibt Rohrbach, Deutschland nicht in einen Krieg begeben, um die englisch-französisch-russischen Annexionspläne zu zerstören; denn damals hätte das deutsche Volk die moralische Kraft nicht aufgebracht, die ihm heute den Sieg sichern wird. Es brauchte der befreienden und der erlösenden Wirkung jenes Blutopfers von Serajewo, um den Krieg des deutschen Volkes zu schaffen.

Hand in Hand mit der weltpolitischen Entwicklung drängte die Rüstungspolitik der Feinde Deutschlands zum Krieg: „Der Ueberfall auf Deutschland-Oesterreich wurde zwischen der französischen und der russischen Militärverwaltung, wie man annehmen darf, für den Anfang oder die erste Hälfte 1916 geplant. Wir waren darüber unterrichtet, und es bedarf keiner Worte, um die volle Schwere unserer militärisch-politischen wie unserer moralischen Lage zu kennzeichnen. Menschlicher Voraussicht nach waren wir

nicht imstande, dem Angriff zu entgehen. Wir konnten uns rüsten, aber wir änderten damit nichts an der Tatsache, daß durch das Fortschreiten unserer Gegner die Wagchale tiefer zu ihren Günsten sank, als wir durch unsere Vorbereitungen auszugleichen imstande waren. Noch besaß zwar Frankreich ein Gewehr, das unserem unterlegen war, aber es war drauf und dran, eine automatische Mehrladewaffe einzuführen, die möglicherweise jenen Mangel mehr als gutgemacht hätte. Noch hatte die französische Artillerie keine schweren Feldgeschütze, aber bis 1916 konnte sie solche ebenso gut haben wie wir. Noch war ein großer Teil der französischen Festungen nicht modernisiert, aber sie waren im Begriff, es zu werden. Noch war die Aufstellung der ungeheuren Friedensformationen in Rußland nicht vollkommen durchgeführt, aber mit jedem Vierteljahr kamen die Russen diesem Ziele näher. „Trotzdem,“ meint Rohrbach, „— das dürfen wir vor Gott und der Welt bekennen, — hätten weder der Kaiser, noch seine verantwortlichen Ratgeber den unermesslich verantwortungsvollen Entschluß zum Präventivkrieg gefaßt.“ Aber da kam die Stunde, die Oesterreich, den Bundesgenossen, vor die Frage Sein oder Nichtsein stellte. Mit dem Schicksal der Doppelmonarchie aber hatte Deutschland sein eigenes Schicksal verknüpft, darum gab es keinen andern Ausweg als der Kampf auf Tod und Leben. „In Wahrheit stand unsere Wahl ebenso wie die Oesterreich-Ungarns nicht zwischen Krieg und Frieden, sondern zwischen dem Krieg von heute und dem Krieg ein oder zwei Jahre später: nur daß er dann unendlich gefährlicher für uns geworden wäre.“

Ein Präventivkrieg also im besten Sinne des Wortes: Deutschland und Oesterreich-Ungarn wollten, indem sie diesen Krieg begannen, einer für sie schlimmeren Kriegssituation zuvorkommen. Was sollen wir Neutrale aus unserem Ingrimme heraus, daß wir diesen uns schädigenden Krieg erleben mußten, zu dem Resultate sagen? Was haben wir da zu sagen? Nichts, natürlich; denn so ist eben die Welt. Der große Krieg wäre, wenn nicht heute, so doch morgen losgebrochen, nur daß dann die Deutschen wirklich die Angegriffenen gewesen wären. Wer wollte sie schelten, daß sie sich diese Möglichkeit vom Hals schafften durch den gegenwärtigen Angriffskrieg? Was man diesem Krieg mit gutem Gewissen entgegensetzen kann und entgegensetzen muß, ist nicht ein Rechtsurteil, das den einen der Gegner trifft, das ist einzig sein persönliches Glaubensbekenntnis, seine Weltanschauung. Aus dieser heraus wird man freilich ein Urteil fällen: Der eine sagt: der Krieg wird immer sein, Macht wird immer das Recht entscheiden. Der andere glaubt es anders: Nein, die Kultur, die der Nährboden des Krieges ist, die muß verschwinden. — Doch dieses Problem steht hier nicht zur Diskussion.

Dem Urteil des einfachen Menschenverstandes näher liegt die Frage: welches Kriegsziel stellen die beiden Parteien auf? Hier nun werden neben den rein menschlichen auch die nationalen Gefühle mitsprechen wollen. Zunächst nur das deutsche Ziel.

Geben wir wieder Paul Rohrbach das Wort. Seine Ansicht ist die in Deutschland herrschende; wir können dies in den deutschen Zeitungen und Zeitschriften nachprüfen. Das deutsche Ziel ist nationalistisch-imperialistisch: Deutschland will wachsen, mächtiger werden, es will „freie Bahn zu den höchsten nationalen Zielen.“ Worin diese „höchsten nationalen Ziele“ bestehen? Doch gewiß nur in der Welt-herrschaft. Deutschland will also ein Imperium werden, dessen Macht die Welt umspannt. Deutschland will sich nicht damit begnügen, daß sein Geist die Welt befruchtet, daß seine Kultur langsam die Welt durchdringt, es will auch die Macht und die damit verbundenen materiellen Vorteile einheimen. Das ist materialistisch-egoistisch gedacht, wie alle nicht gesättigten Völker denken. Uns Schweizern, die wir in jahrhundertelanger Neutralität, eingeschlossen in unsere



Von der Feldpost in der Gymnasium-Curnhalle in Bern. Das Bild gibt uns einen Begriff von der gewaltigen Arbeit, die die Feldpost-Sendungen der eidgenössischen Post verursachen.

Berge, längst dieser Denkweise entfremdet sind, können in diesem „deutschen Gedanken“ nichts Großes und Erhebendes erblicken. Wir wissen, daß sich mit der deutschen Weltherrschaft nur der alte Weltlauf fortsetzen wird, der ein Volk auf Kosten der andern steigen läßt, um es durch ein anderes wieder fallen zu lassen; und dies nach dem Willen des brutalen Machtgesetzes, das unserem moralischen Empfinden durchaus feindlich entgegensteht und das wir mit der Kultur des Herzens überwinden möchten. Doch diese Kritik nur nebenbei.

Wir können mit gutem Willen, der rein menschlich den Gründen nachgeht, auch die deutsche Zielsetzung verstehen, wiewohl wir mit Schauern an die Ströme von Blut denken, die um dieses deutschen Programmes willen noch vergossen werden müssen. Deutschland sieht seine Existenz, oder doch seine Großmachtstellung bedroht. Je größer die Gefahr, umso verzweifelter wird sein Mut. Das muß man sagen: vollständiger könnte Deutschlands Einkreisung nicht sein; und zur Stunde ringt seine Diplomatie im Bunde mit dem Heere, um der Gefahr noch größerer Vereinsamung Herr zu werden; wenn Rumänien und Italien zu seinen und Oesterreichs Ungunsten eingriffen, dann wäre wohl auch Deutschlands Niederlage entschieden. Deutschlands Lage ist eine furchtbar ernste; ein halber Sieg ist eine Niederlage auf alle Fälle; denn nur ein Gewinn ist groß genug, die ungeheuren Opfer an Menschenleben und an materiellen Gütern aufzuwiegen: die Weltherrschaft. „Nein, nein, nein! Wir wollen keinen halben Frieden, wir wollen ein Ende damit gemacht sehen, daß der Feind uns die Lebensluft absperren kann, die wir als Weltvolk brauchen!“ So sagt Rohrbach und mit ihm rufen und mahnen alle Schriftsteller und Volksführer: nur keinen halben Frieden, Kampf bis zum letzten Blutstropfen! Es rufen das alle, die öffentlich oder im Herzen für die deutsche Weltmachtidee eingetreten sind vor dem Kriege und nun die Verantwortung auf sich lasten fühlen, die dieser Krieg auf seine Schöpfer wälzt.

Wir begreifen, daß, je schwerer die Aufgabe ist, umso größer der Siegerwille und die Siegeszuversicht, und daß dementsprechend das Siegerziel ein ganz großes sein muß. „Wir ringen um das Höchste, das die Weltgeschichte kennt; um die Weltherrschaft!“ Das weiß zur Stunde jeder gebildete Deutsche, und seine Kampfesfreudigkeit gibt der großen Masse, die nur für Freiheit und Vaterland im übertragenen historischen Sinne kämpft, die Siegeszuversicht.

Die deutsche Weltmachtsidee, in der Form, wie sie sich heute in der Volkspresse, in den Flugschriften gibt: gesättigt mit dem unchristlichsten Hasse gegen die Feinde, den man je erlebt hat, ist — das wollen wir dem deutschen Volke zu gute halten — ein Kriegsprodukt. Der Krieg ist die scheußlichste menschlichste Verirrung, die denkbar ist. Er setzt die Völker mit einem Schläge auf die Instinktstufe hinunter, trotz aller prozenhaften Menschlichkeit, die sich der Pflege der Verwundeten rühmt, denen sie selbst die Wunden geschlagen hat. Die Ursache ist hassenswert, nicht die Folgen. Den Krieg als Kultureinrichtung müssen wir heute mit ganzer, voller Seele hassen lernen, wir Neutralen, die wir mit ungetrübtem Blicke, aber mit blutendem Herzen die Werke ansehen, die er verrichtet.

In der Frage der Verantwortlichkeit hat der Deutsche eine uns fremd anmutende Anschauung. „Wer gerecht ist,“ schreibt Rohrbach, „muß auch bekennen, daß es im heutigen Deutschland tatsächlich nur einen Mann gab, der in stande war, die volle sittliche Last der Verantwortung für einen Entschluß solcher Art (gemeint ist der Entschluß zum Angriffskrieg) auf sich zu laden: eben der Kaiser. Einem andern als ihm durften wir so Ungeheures gar nicht zumuten. Wohl uns, daß ihm die Kraft gegeben wurde!“ Dieser Satz beleuchtet schlaglichtmäßig das Mystische der monarchistischen Denkweise. Wir Schweizer aber empfinden dabei recht deutlich: — und damit kommen wir zu unserem Schweizer Standpunkt zurück — von der deutschen Auffassung trennt uns die Demokratie. H. B.